

Geogr. Anst.
In Halle von 1848 bis 1850
Halle im Jahr 1850 bis 1852
Halle im Jahr 1852 bis 1854
Halle im Jahr 1854 bis 1856
Halle im Jahr 1856 bis 1858
Halle im Jahr 1858 bis 1860
Halle im Jahr 1860 bis 1862
Halle im Jahr 1862 bis 1864
Halle im Jahr 1864 bis 1866
Halle im Jahr 1866 bis 1868
Halle im Jahr 1868 bis 1870
Halle im Jahr 1870 bis 1872
Halle im Jahr 1872 bis 1874
Halle im Jahr 1874 bis 1876
Halle im Jahr 1876 bis 1878
Halle im Jahr 1878 bis 1880
Halle im Jahr 1880 bis 1882
Halle im Jahr 1882 bis 1884
Halle im Jahr 1884 bis 1886
Halle im Jahr 1886 bis 1888
Halle im Jahr 1888 bis 1890
Halle im Jahr 1890 bis 1892
Halle im Jahr 1892 bis 1894
Halle im Jahr 1894 bis 1896
Halle im Jahr 1896 bis 1898
Halle im Jahr 1898 bis 1900

Halle'sche Zeitung.

Anzeige: Gebraue
Die Halle'sche Zeitung
Halle im Jahr 1848 bis 1850
Halle im Jahr 1850 bis 1852
Halle im Jahr 1852 bis 1854
Halle im Jahr 1854 bis 1856
Halle im Jahr 1856 bis 1858
Halle im Jahr 1858 bis 1860
Halle im Jahr 1860 bis 1862
Halle im Jahr 1862 bis 1864
Halle im Jahr 1864 bis 1866
Halle im Jahr 1866 bis 1868
Halle im Jahr 1868 bis 1870
Halle im Jahr 1870 bis 1872
Halle im Jahr 1872 bis 1874
Halle im Jahr 1874 bis 1876
Halle im Jahr 1876 bis 1878
Halle im Jahr 1878 bis 1880
Halle im Jahr 1880 bis 1882
Halle im Jahr 1882 bis 1884
Halle im Jahr 1884 bis 1886
Halle im Jahr 1886 bis 1888
Halle im Jahr 1888 bis 1890
Halle im Jahr 1890 bis 1892
Halle im Jahr 1892 bis 1894
Halle im Jahr 1894 bis 1896
Halle im Jahr 1896 bis 1898
Halle im Jahr 1898 bis 1900

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Donnerstag 24. März 1898.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser entfiel gestern früh um 7 1/2 Uhr eine
Ausfahrt und den üblichen Spaziergang im Tiergarten und
hatte darauf eine Konferenz mit dem Staatssekretär des Aus-
wärtigen Staatsminister von Bülow. Von 9 1/2 Uhr ab
hörte der Kaiser die Vorträge des Chefs des Civilbureau von
Lüdicke und des Präsidenten des Oberkammergerichts von
Barnow. Um 11 Uhr stiftete der Kaiser der Lehr- und Verlagsanstalt
des Vereins der Spiritus- und Stärke-Fabrikanten Deutschlands
in der Straßburger einen Besuch ab. Der Monarch wurde von
Professor Max Delbück durch die Räume geführt. Wenig
später empfing der Kaiser eine Einladung des österreichischen
Botschafters zum Diner. Es nahmen 36 Herren
und die Damen der Botschaft daran Theil.
Am Freitag Nachmittag um 2 Uhr trifft der Kaiser,
wie schon früher gemeldet, in Kiel ein. Er wird am Nord des
Schneidemüllers, Kaiser Wilhelm der Große eine Fahrt bis
Sagen unternehmen und am Sonnabend Nachmittag juristisch
fahren. An der Fahrt werden 60 Personen teilnehmen. Von
einigen Seiten wird das G.ü.ü. verbreitet, der Kaiser werde
bei dieser Gelegenheit dem Fürsten Bismarck, der am
25. März beauftragt sein fechtjähriges Jubiläum abzu-
geben, in Friedrichsruh einen Besuch abzugeben. Berliner Blätter
sind neuerdings hierzu das Folgende:
Falls die Kaiserin beabsichtigt, den Fürsten aus Anlass des
erwähnten Jubiläums auszusenden, so kann, inwiefern ein Besuch
des Kaisers in Friedrichsruh in Frage kommt, ein solcher nicht
stattfinden, weil das Befinden des Fürsten großer
Sorgnung bedarf. Daß der 25. März allerdings ohne jede
Störung, auch durch den Kaiser, hingehen sollte, kann als aus-
geschlossen angesehen werden.

\* Die Kaiserin wird für den verstorbenen Herzog von Sagan
findet heute um 11 Uhr in der Seebäderstraße zu Berlin ein. Das
Ergehen des Kaisers wird bestimmt erwartet, voraussichtlich wird
die Kaiserin ihren Gemahl begleiten. Die Ueberführung der
Leiche hat bereits gestern Abend stattgefunden.

\* Wie die „Allg. Volkst.-Ztg.“ meldet, lebte der zum
Erzbischof von Freiburg i. Br. gewählte Bischof Dr.
Kamp von Fulda die Wahl wegen vorgerückten Alters
und aus Gesundheitsrücksichten ab.

\* Die Kaiserin, der Ministerialdirektor im Innern, Dr. von
Wittich, beschließen aus dem Staatsdienst auszusteigen und als
Freiwilliger in das Reichsamt des Reichs zu treten, in wie die
„Allg.“ von zuverlässiger Seite erfährt, völlig aus der Luft
gegriffen.

\* Ultramontane Erfindungen. Die Behauptung der
„Allg. Volkst.-Ztg.“, daß man in hohen Beamtenkreisen von einer
für die höchsten Stellen bestimmten geheimen Darlegung spreche,
welche dahin gehe, die Katholiken von allen höheren
Ämtern mit selbständiger Verantwortlichkeit fern zu halten, ist
wie wir gestern mitgeteilt haben, von maßgebender Seite als
pure Erfindung bezeichnet. Es liegt absolut nichts vor,
was überhaupt einen Anhaltspunkt für ein derartiges Ge-
richt hätte geben können. Man vermag vorläufig noch nicht
abzusehen, was den Anlaß zur Erfindung eines solchen Gerüchtes
gegeben hat und welche Zwecke dieselbe verfolgt, umsonst,
als der Umstand, daß der preussische Ministerpräsident und eine
Reihe höchster preussischer Beamten der katholischen Konfession
zugehören, der Erfindung den Stempel der Wirklichkeit von
vorneherein aufdrückt. Trotzdem hat das ultramontane Blatt
die Kühnheit, seine Meldung aufrecht zu erhalten. Es schreibt
neuerdings:
„Die „Allg. Volkst.-Ztg.“ demerkt etwas, was derjenigen amt-
lichen Stelle, von welcher das Demerit abhängt, nicht bekannt ist.
Unsere Mittheilung stammt von vertrauenswürdigster Seite und wurde in sehr
bestimmter Form gemacht.“

\* Das Blatt fügt hinzu, die bezeichneten Treiber seien
bereits seit längerer Zeit im Schwunge. Es soll uns doch
wundern, ob das ultramontane Organ sich darüber erklären
wird, wobei die das katholische Volk um ihrer Erregende
Meldung kamm. Welchen Zweck sie hat, wissen wir ohne
nähere Erläuterung.

\* Ueber bevorstehende Änderungen in der Medicinal-
Aufsicht des Kaiserthums wird der „Allg. Volkst.-Ztg.“
geschrieben, es ist nur um die Berufung des Oberbaurathes
Professor Dr. Kirschner zum vortragenden Rath handeln könne.
Kirschner, ein bekannter Hygieniker, wurde von der Leitung der
hiesigen Abteilung des K. Armeeober-Commandos als Stabs-
arzt und Rath amtierend nach Berlin berufen. Er hat den
Grundriss für die Medicinalaufsicht verfaßt. Der Vorbereitung
der pharmaceutischen Angelegenheiten durch einen Specialisten
ist er inwieweit gegenübersteht. Von der Abnahme eines dahingehenden
Beschlusses ist jedoch vorläufig noch nichts bekannt.

\* Der Gesetzentwurf wegen Verbesserung des Zienstein-
foumners der Geistlichen beider christlichen Kon-
fessionen liegt im Kabinett Sr. Majestät und dürfte daher
auch in nächster Zeit dem Abgeordnetenhaus zugehen.

\* Vor zwei Jahren hatte der Eisenbahnminister angeordnet,
daß Vorträge auf Gewährung der tarifräufigen zulässigen Fahr-
preisermäßigungen für Gesellschaftsfahrten von den
Stationen vor Ort an selbstständig erledigt werden dürften,
falls es sich um Benutzung von Personen- und gemischten
Zügen in der Form des Direktionsbeschlusses handelte, die Be-
ziehungsregeln der Höhe nicht überschritten würde. c. Durch
Erlass des Ministers Theilen vom 19. d. Mts. ist die
dauernde Beibehaltung dieser Einrichtung, welche sich
gut bewährt hat, genehmigt worden.

\* Die Rechtsgültigkeit des Landhypothekengesetzes ist,
wie sich aus der soeben im Wortlaut bekannt gewordenen Ent-
scheidung des Reichsgerichts ergibt, nunmehr auch in der

Rechtsprechung von letzterem anerkannt worden, indem es näm-
lich anlässlich eines Prozesses, in welchem die Rechtsgültigkeit
des betr. Gesetzes bestritten war, in Uebereinstimmung mit den
beiden Vorinstanzen angenommen hat, daß die geringen Ab-
weichungen, welche in der Publikation des vom Bundesrathe
am Reichstage beschlossenen Textes vorliegen, den gesetzgeberischen
Willen nicht vermindern.

\* Die Hauptfreistrage bei dem dem Reichstage vorliegenden
Entwurf eines Gesetzes, betreffend Änderungen der Zivil-
prozeß-Ordnung, betrifft hauptsächlich die von den verbündeten
Regierungen vorgeschlagene Erhöhung der Pfandsumme
von 1500 auf 3000 Mark. In der dem Entwurf bei-
gegebenen Begründung wird diese Änderung einmal mit der
Ueberleitung des Reichsgerichts und zweitens damit begründet,
daß sich der Geldverkehr im Laufe der Zeit erheblich
gemindert habe. Die mit der Beratung der Novelle
betraute Reichstags-Kommission hat nun einen Mittelweg
eingeschlagen, indem sie einen Uebergang zu machen
beabsichtigt zwischen den Forderungen dinglicher Art, wie
Hypotheken, Grundverpächte, Servituten usw., und rein kapi-
talisirten Forderungen. Bei den letzteren soll die Er-
höhung der Pfandsumme von 1500 auf 3000 M. Platz
greifen. Dagegen soll es bei den letzteren, deren Gegenstand
ein dinglicher ist, bei der bisherigen Bestimmung bleiben, jedoch
also hierüber schon bei einem Betrage von 1500 M. wie bisher,
die Revision beim Reichsgericht zulässig ist. Sollte die Mehr-
heit des Reichstages diesen Antrag billigen, so dürfte alle
Ausicht vorhanden sein, daß sich auch die verbündeten Re-
gierungen schließlich billigen und daran die Novelle zur Zivil-
prozeßordnung nicht scheitern lassen werden.

\* Die soeben dem Abgeordnetenhaus zugegangene Sekundär-
bahnbillie bestimmt, die Staatsregierung zu ermächtigen:
1. zur Herstellung von 18 Eisenbahnen und zur Beschaffung
der für dieselben erforderlichen Betriebsmittel 73982000 M.
(darunter für eine Eisenbahn-Schleusen-Anlagen 2585000
M.), zur Dedung der Mehrkosten für die Herstellung eines
Rangirbahnhofs für Saarbrücken 1043000 M., zur
Förderung des Baues von Kleinbahnen 8000000 M.,
insgesamt 83025000 M. zu verwenden. Die
Vorlage führt sodann die Bedingungen auf, unter denen mit
der Ausführung der Eisenbahnen vorgegangen wird. Von der
Förderung der unrentablen Strecke des Grund-
und Hagens ist, soweit die vorgedachten Eisenbahnen
auf preussischem Gebiete auszuführen sind, Abstand
zu nehmen, wenn von den Beteiligten in den
mit ihnen wegen Ausführung der Linien abzuführenden Ver-
trägen die Leistung einer unverzinslichen, nicht rückzahlbaren
Kaufsumme übernommen wird. Für die unter zum Theil
im außerpreussischen Staatsgebiet belegene Eisenbahn-
Schleusen-Anlagen muß außerdem von den
Beteiligten — für die außerhalb Preussens belegene Theil-
strecke — zu den Bautkosten ein unverzinsliches, nicht rückzahl-
bares Zuschuß von 200000 M. geleistet werden. — Die
Staatsregierung wird des Weiteren ermächtigt: zur Dedung
der vorerwähnten Bauausgaben und Beschaffung der erforder-
lichen Mittel Staatsobligationsanleihen auszugeben.

\* Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat angeordnet,
daß von den nach Maßgabe der Bestimmungen des Unfall-
versicherungs-Gesetzes vom 3. Juli 1884 und des Abänderungs-
gesetzes vom 28. Mai 1885 vorgeschriebenen Unfallanzeigen,
welche die Betriebsverhältnisse den vorgelegten Dienstbehörden
nach Maßgabe der hierüber erlassenen näheren Anweisungen
zu ermitteln haben, vom 1. April d. J. ab in jedem Falle
gleichzeitig dem zuständigen Gewerbeaufsichtsbeamten eine Ab-
schrift zuzufertigen ist.

\* Die „Allg. Volkst.-Ztg.“ meldet: Das Mitglied der Reichstags-
Kommission Sa m m a c h e r hat anlässlich der Ueberlegung in der
Reichsversammlung dem Präsidenten die Einberufung der Mitglieder
zu einer Sitzung beantragt.

\* Als Marine-Atmosphäre die nordischen Reiche mit dem
Wohnsitz in Petersburg ist an Stelle des Korvettenkapitäns K a l a u
vom Hofe der Korvettenkapitän Freiherr von Schimmelfennig
in Venedig in London für den Korvettenkapitän G a l l i c h
der Korvettenkapitän G o r e r kommandirt worden.

\* Nach einem Telegramm des stellvertretenden Gouverneurs
in Kamerun traf der Chef der Zaubere-Station, Premier-
Leutenant v. Carnapp von einer friedlich und erfolgreich
verlaufenen Forschungs-Expedition nach dem Südpol-
Theile des Festlandes von Kamerun wohlbehalten in
Kamerun über Wollo am Tanganjika-See und über den Kongo
wieder ein.

\* Der „Allg. Volkst.-Ztg.“ zufolge wird der vorstehende
Handelsvertrag dem Reichstage in der laufenden Tagung
voraussichtlich nicht mehr zugehen.

\* Zu dem letzten besprochenen französischen Grenzschutz-
Gesetz wird bemerkt, daß die Untersuchung auf den in dem französischen
Grenzort Wierup anlassigen Fabrikdirektor M y e r, einen deutschen
Landwehr-Offizier, wegen dessen häufiger Begegnung mit dem deutschen
Jollkontrollur Giese ausgedehnt worden ist.

\* Nach einer amtlichen Mittheilung des Landwirtschafts-
ministers sind bei der bisherigen Untersuchung eingeführten
Düngers in vielen Fällen Früchte gefunden worden, die mit der
Untersuchung von 3 Arten amerikanischer Äpfel die Schädlinge
auf 50-60 Meilen weitgetrieben, wobei sich in der Schädlinge
eines Äpfels 25-30 solcher Insekten vorfindenden Alters fanden.
Siernach ist die Befürchtung nicht unbegründet, daß inländische
Baumplanzungen bereits verurtheilt sind. Die betreffenden Kreise
werden jetzt ersucht, im eigenen Interesse die demnächst zur

Aufsuchung und Bekämpfung des Insektes zu treffenden An-
ordnungen thätigst zu fördern, insbesondere sofort mitzu-
theilen, ob sie in den letzten 5 Jahren Pflanzen, Stiefelien,
Gehölze oder dergl. aus Amerika bezogen haben, und zwar,
wenn auch andere als Dillpflanzen bezogen sind, weil das
Insekt auch auf Ulmen, Birnen, Äpfeln, Kirschen, Weiden, Pflaumen,
Vorkornm. Das Insekt ist verächtlicher Erscheinungen an den
Pflanzen ist stets anzugehen.

Deutscher Reichstag.

68. Sitzung vom 23. März. Berlin, 23. März.

Am Morgen: Graf Stolowinski, Tirpitz, v. Tschirnmann,
v. Bülow. Auf Tagesordnung: Bericht des Reichstags-
Präsidenten über die Verhandlungen des Reichstages.

Das Haus ist in allen Theilen gut besetzt.
Abg. Vöber (Str.) als Referent berichtet über die Verhandlung
der Kommission und deren Beschlüsse. Die Vorlage ist dem Reichs-
tag mit einem so reichen begleitenden Material vorgelegt worden,
wie dies noch niemals geschehen ist. Es gelte dies namentlich
von der Denkschrift. Die Gesichtspunkte der Denkschrift eröffnen
eine neue Phase in unserer Kriegsgeschichte. Das WIC über Ver-
ständigungen ist, daß Deutschland jedes Jahr an Bevölkerung um 600 000
Zuwachs erlangt und daß daher um so mehr unsere Ein- und Ausfuhr zu
steigern ist, auch bei bester fernwärtiger Produktion, um allem feinen
Räten zu leisten. (Gehört links.) Er wisse nicht, was die Herren
gegen das fernwärtig geforderten einzuräumen hätten. (Wieder-
holt weiter.) Die Mehrheit der Kommission habe diese Gesichtspunkte
billigend anerkannt, aber dann ausdrücklich auf die Budgets bezogen.
Dagegen sei es nicht möglich, die Mehrzahl der Forderungen, sondern
auch eine sachlich wohl begründete Forderung sei. Auch der Ein-
wand, daß es sich eigentlich um ein Nationalbankrott, sei künstlich,
denn es handle sich darin nicht um etwas Ungewöhnliches. Auch
bei dem Militärerkenntniß vielmehr habe Niemand je daran gedacht,
daß die Organisation, die Einberufung in Battalione nicht etwas
Dauerndes sein sollte. Einmal der parlamentarische Charakter sei
beispielsweise auch das Individualitäts- und Altersverhältniß-
gesetz mit seinem Individualitäts-Verstoß sei ein Verstoß der
Organisation bei dem Wohlwollen, was der Vöber und der
lokalen Gesetzgebung recht ist, das müsse, so sei die Ansicht der
Mehrheit der Kommission gewesen, auch der Vöber billig sein. (Zurück-
weisen ist auch der Reichstags-Präsident, der ebenfalls erklärt.)
Weiter referirt Vöber über die Denkschriften und die vielen dazu
in der Kommission gemachten Vorschläge, dabei auch die bereits als
amtliche Drucksache vorliegende Erklärung des Staatssekretärs Graf
Schimmelfennig vorlesend, wonach Bedacht darauf genommen werden
soll, eventuell nur die härteren Grenzen der heranzugewinnen. Einmal
vollständig Reuter den S. 1, der von der Organisation der Flotte
handelt, zur Annahme.

Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte begründet der Abg.
Vöber ferner die Beschlüsse der Kommission § 1 in ausführlicher
Weise.

Abg. Graf Schönlank (Str.): Ich habe Namens meiner Freunde
eine kurze Erklärung abzugeben: Die dem Reichstage unterbreitete
Flottenvorlage hat durch die Beschlüsse der Kommission in Bezug auf
Organisation, Bindung und Dedung, sowie durch die hinsichtlich der
letzteren von den Regierungen abgegebenen Erklärungen eine solche
Gestalt erhalten, daß für in dieser Form nur noch ein Anlaß für
meiner Freunde zugunsten werden kann. Eine Minderheit meiner
Freunde scheidet sich zwar in den Reihen mit der Mehrheit einia,
hält aber bezüglich der Wege, auf welchen diese Ziele zu erreichen
seien, an ihren ursprünglichen Meinungen fest. Wenigstens die
Mehrheit von uns den Gründen der Minderheit die Würdigung nicht
verweigert, so daß sie es doch nicht für richtig, deshalb einen Gesetz
nicht zuzustimmen, welches für die Entfaltung Deutschlands von
so großer Bedeutung ist. Die Mehrzahl meiner Freunde wird daher
für die Vorlage stimmen.

Abg. v. Kuegelberg (Str.) giebt im Namen seiner Freunde die
Erklärung ab, daß sie der Vorlage zustimmen werden. Die Ver-
mehrung unserer Flotte ist im Interesse unserer Landesverteidigung
und unserer Handelsnotwendigkeit. Es sei ein großer Vorzug der
Vorlage, daß die Schwammungen in den jährlichen Bewilligungen
für die Flotte sich erhöhen würden. Den Dedungsantragungen
lasse ich keine Artikel davor fallen, welche aber nicht, daß ein
Prinzip daraus gemacht werde.

Abg. Schönlank (Str.): Die ganze heutige Sitzung ist es doch
nur ein Epilog zu einer bereits getroffenen Entscheidung. Das
Centrum desaoudant durch die Wiederholungen die Gründe bis
herige Politik des Centrums. Man sieht ja aus, wie Herr Vöber
nicht nur von uns, sondern von der temperamentsvollen liberalen
Centrumspresse für die Ausdrücken angegriffen wird, daß nicht wieder
geben will. Der heutige Tag ist nicht eine Aera des Abfalls,
sondern nur ein Anfang, das die Erde kommt noch nach. Im
letzten Kammerlein wird sich Herr Vöber, der heute den Beifall
der Nationalliberalen gefunden und verdient hat, sehr bald zeigen: für
wen habe ich gearbeitet? pour travailler pour moi et pour le
Francia. (National rechts.) Auf der Seite nach Stauffahn ist der Vöber nicht von
Sieg zu Sieg geschritten, sondern von Havarie zu Havarie. Sein
Schiff hat sich schon im Nordostseeal ein Loch in den Wand ge-
stossen. (Große Heiterkeit rechts.) Auf: So bewilligen Sie doch
bessere Schiffe! (Stimmliche Heiterkeit.) Selbst das Hamburg-
er Organ Vöber hat gemeint: Stauffahn ist nur der Strich, der
dem Reichstage um den Hals gelegt wird. (Gelächter rechts.) Für
Jeden ist bloß ein Laden der Verlegenheit. Vöber erklärt dann noch
kurz, seine Partei lehne § 1 ab.

Abg. v. Perltz (Str.): Der Vöber hat Angriffe gegen die
Erklärung ab, daß die Partei gerichtet und nach dem Vöber
Begriff genommen. Nun, ich bin überzeugt, derselbe würde auch heute
mit uns stimmen, denn er war stets der Meinung, daß eine politische
Partei sich nicht auf starrte Formen festlegen darf, sondern den
Bedürfnissen des Augenblicks folgen muß, und daß die politischen
Grundlagen, an denen der allen Reich der Bevölkerung hinaus schießenden
werden auch und den, wie heute noch, Vöber ist das Centrum in
großen nationalen Fragen den Ausschlag zu geben hat, so sind wir









[Nachdruck verboten.]

## Die Roſe von Granada.

Roman von Jean Rameau.

211 Autoriſirte Ueberſetzung von Adolf Neuboff.

„Herr Hontarrade!“ rebete ſie ihn an. „Mama kommt uns holen. Erheben Sie ſich, ſetzen Sie Ihren Hut auf, ziehen Sie Ihren Ueberrock an und vergeſſen Sie, was auf dieſer Inſel geſchehen iſt. Sie verſprechen mir das, nicht wahr?“ Sie ſind ein Ehrenmann, und ich hoffe jezt, eine ehrbare Frau zu bleiben. Achten wir uns, da es uns verwehrt iſt, uns zu lieben. Geben Sie mir, bitte, Ihre Hand darauf!“

Sie trocknete ſich die Augen, richtete ſich dann hoch empor und ging ihrer Mutter entgegen.

„Roſa Marie!“ ertönte die Stimme der Mama Stephana näher und näher.

„Hier, ich komme ſchon!“ antwortete Frau Miralez und begann zu laufen.

Das Meer war vollkommen zurückgetreten, und Roſa Marie traf ihre Mutter bereits am Strande der Inſel.

„Oh, Du unvorſichtigſtes Kind!“ rief die alte Dame ihr entgegen und umarmte ihre Tochter. „Welch eine Angſt haben wir um Dich ausgeſtanden! Ich hatte Dich ja vorher noch ausdrücklich gewarnt, und Du haſt Dich doch vom Waſſer über-raſchen laſſen! Haſt Du gefroren, Kind? Ich habe Dir einen Mantel mitgebracht; hier, nimm ihn ſchnell um . . . Du kanntſt Dir natürlich denken, daß Dein Gatte mich begleitet.“

Frau Miralez machte bei dieſer Nachricht eine verbrieſliche Miene.

„Er iſt wirklich mitgekommen? Trotz ſeines Zuſtandes?“

„Ich habe ihn nicht daran hindern können. Er wollte ſogar zur Inſel mit, aber das habe ich nicht gelitten. Er erwartet uns an der Kiſte.“

Jezt langte auch Etienne mit dem Vorrathſacke an.

Er ſchüttelte Frau Ramazeilhes die Hand und erzählte, daß er ganz leidlich geſchlafen hätte.

Die Drei traten nun zuſammen den Marſch zum Feſtlande an. Die Morgenkühle machte ſich in empfindlicher Weiſe bemerkbar.

Miralez kam ihnen entgegen. Aus ſeinem Geſicht ſchienen jeder Blutstropfen gewichen zu ſein, und in ſeinen Augen ſtanden Freudenthränen. Mit überglücklichem Ausdruck ſchloß er ſeine Frau in die Arme und murmelte zärtliche, liebende Worte.

Alle Vier ſtiegen dann in den Lamballer Wagen, den Miralez zurückbehalten hatte, und gerade, als die Sonne am Horizont erſchien, langten ſie in Saint Kérohic an.

Als ſie die Sintervilla betreten hatten, ſteckte Miralez zuſällig ſeine rechte Hand in die Taſche ſeines Ueberrocks und rief ärgerlich:

„Wie dumm! Das hatte ich ganz vergeſſen . . . Es iſt geſtern ein Brief angekommen.“

„Ein Brief für mich?“ fragte Roſa Marie.

„Ja, hier iſt er.“

Frau Miralez erbrach das Siegel, während ſie ſich in ihr Toilettenzimmer zurückzog. Der Brief kam von Dontuca und lautete:

„Du verurſachſt mir ſchwere Herzensbeklemmungen, liebe Tante. Du ſagſt, daß Du ernſthaft zum Angriff auf meinen Schatz übergehen wirſt, und läßt mich nun acht lange Tage ohne jede Nachricht! Was bedeutet das? Was iſt geſchehen? Ich hege ſchreckliche Befürchtungen und Vermuthungen. Schreibe mir ſchnell und ſage mir Alles . . . Alles, hörſt Du? Ich will lieber die ganze Wahrheit, wie ſie auch lauten möge, als länger in ſolcher Unruhe und Ungewißheit leben.“

Deine traurige Genoveva.“

Nachdenklich ſtarrte Roſa Marie eine Weile ins Leere, dann nahm ſie einen Briefbogen und ſchrieb:

„Fräulein von Sartilly, Schloß Dontuca,  
Basses-Pyrénées.“

Meine liebe, kleine Genoveva, Du kanntſt Dich beruhigen. Dein Schatz iſt ein Engel! Er iſt der ehrenwertheſte und charaktervollſte junge Mann, den man ſich nur vorſtellen kann, und Du magſt ihn ruhig heirathen, ſobald Du nur willſt. Ich beſtelle Dir viele Grüße von ihm und umarme Dich.

Deine Roſa Marie.“

Die junge Frau wollte läuten, um den Brief beſorgen zu laſſen, als ihr Kammermädchen leiſe und vorſichtig ins Zimmer trat.

Dominika ſchien an dieſem Morgen ausgezeichnete Laune zu ſein. Ihre Augen blißten unter dem ſchwarzen Dache ihrer buſchigen Brauen, und ihre dicken, hochroth gefärbten Lippen wieſen einen merkwürdigen Zug auf, der ihrem Geſicht den Ausdruck äußerſter Spannung gab und der, wie Roſa Marie ganz richtig errieth, andeutete, daß ſie nur mit Mühe ihren Redſtrom zurückhalten konnte.

„Du willſt ein Blauberſtündchen machen, nicht wahr?“ fragte Frau Miralez ihre Milchſchwefter. „Sprich nur frei von der Leber weg. Ich möchte wetten, daß Du mich fragen willſt, ob ich eine gute Nacht gehabt habe?“

„In der That, gnädige Frau!“

„Eine ausgezeichnete, meine Liebe!“

„Wahrhaftig? Und Herr Etienne ohne Zweifel gleichfalls?“

„Ja, das kann ich Dir nicht ſagen?“ *und* weiß ich nichts!“

„Ah!“ machte Dominika im höchſten Grade überrascht.

Dann fügte ſie, plötzlich in Lachen ausbrechend, hinzu:

„Oh Bardon, gnädige Frau!“

Sie brachte dieſes Bardon' ſo drollig heraus, daß Roſa Marie hell auflachen mußte, obgleich ihr gar nicht danach zu Muthe war. Um aber alle überflüſſigen Vermuthungen Dominikas zu beſeitigen, zeigte ſie ihr den Brief, den ſie eben an Genoveva geſchrieben hatte.

„Da, so lies denn schon, Du neugieriges Ding!“  
 Dominika ließ sich das nicht zwei Mal sagen.  
 „Oh!“ seufzte sie mit tief trauriger Miene, als sie die wenigen Zeilen überflogen hatte. „Herr Etienne ist also nicht . . . liebenswürdig gewesen . . . oder vielmehr . . . ich wollte sagen . . .“

„Durchaus nicht liebenswürdig, meine liebe Dominika!“  
 „Solch ein Tölpel! Der gnädigen Frau einen solchen Schimpf anzuthun! Habe ich es nicht gesagt, daß das nicht ein Mann ist, wie die Andern?“

„Da magst Du Recht haben!“

„Und wie kam das nun?“

„Nun: Ich bin verheirathet!“

„Hat er etwa daran gedacht?“

„Wir haben Beide daran gedacht, mein Schätzchen! Und ich denke, daß wir darin Recht hatten!“

„Zweifellos! Aber ich meine, wenn er ein wenig Geist gehabt hätte . . .“

„Genug! Du fängst an Dummheiten zu plappern! . . . Besorge den Brief zur Post; er soll so früh wie nur irgend möglich in Pontucq eintreffen.“

Dominika nahm das Couvert und zog sich langsam zurück mit einem Gesicht, dem man deutlich das Bedauern und die Enttäuschung ansah.

„Schade! Sehr schade!“ murmelte sie kopfschüttelnd vor sich hin, als sie die Thür erreicht hatte.

Aber noch ehe sie die Hand auf die Klinke gelegt hatte, wurde die Thür von außen ungestüm aufgerissen.

„Gnädige Frau!“ rief Etienne, in höchster Aufregung ins Zimmer stürzend. „Kommen Sie schnell, Herr Miralez hat die Bestimmung verloren!“

Rosa Marie eilte hinaus, und Dominika lief hinter ihr her. Etienne führte sie ins Erdgeschloß hinab. Miralez war im Rauchzimmer in Ohnmacht gefallen. Sie fanden ihn mit todtbleichem Antlitz auf dem Divan liegend.

„Oh, mein Gott!“ seufzte Rosa Marie. „Was ist denn nur geschehen? Wie ist das gekommen?“

Sie trat an ihren Gatten heran und ergriff seine Hände.

„Lorenz!“ rief sie.

Miralez öffnete die Augen, und als er seine Frau erkannte, lächelte er ihr mit seinen bleichen Lippen zu.

„Lorenz, bist Du krank?“

„Ich? Nicht doch! Mich hat nur ein wenig gefröstelt!“ brachte er mühsam heraus. „Ich werde mir das heute Morgen geholt haben. Ich fühlte . . . ich fühlte, wie . . .“

Er kam nicht weiter. Ein fürchterlicher Hustenanfall erschütterte seinen Körper, so daß sein Rücken sich krampfhaft krümmte. Als der Husten vorüber war, brachte er mit seiner langen durchsichtigen Hand das Taschentuch an seine Lippen.

„Blut!“ schrie Rosa Marie entsetzt. „Das Taschentuch ist ja voll Blut!“

„Entschuldige!“ stammelte Miralez. „Ich wollte es Dir verbergen . . . Es ist schon seit mehreren Monaten . . .“

„Aber Du hättest es sagen müssen, Unglücklicher! Du hättest es sofort sagen müssen!“

„Wozu denn?“

„Wozu denn? Bist Du von Sinnen? Damit man besser für Dich sorgt, damit man Dich pflegt!“

„Mich pflegen? Das würde ja doch zu nichts nützen! . . . Jetzt ist eben die Reihe an mir! . . .“

„Was für eine Reihe ist an Dir? Was soll das bedeuten?“

Als aber Miralez den Mund öffnete, um dem schrecklichen Gedanken, der ihn quälte, Ausdruck zu geben, verschloß ihm Rosa

Marie mit ihren weißen Fingern die blutigen Lippen und rief mit verzweifelter Stimme:

„Nein, schweige! Schweige! Sage nichts!“

Sie zitterte am ganzen Körper.

„Herr Pontarrède!“ sagte sie dann, sich an Etienne wendend, „telegraphiren Sie, bitte, sofort an unsern Hausarzt, den Doktor Chevrier in Paris! Er möchte den Acht Uhr-Zug benutzen, so daß er noch heute Abend hier eintrifft. Und Sie, Dominika, lassen sofort einen Arzt aus Lamballe oder sonst woher holen! Schnell, schnell!“

Als Rosa Marie mit ihrem Gatten allein war, setzte sie sich zu ihm auf den Divan und sagte:

„Beunruhige Dich nicht, mein Freund! Wir werden Dich heilen! Die Krankheit wird vorübergehen, ich bin dessen ganz sicher! Liege nur recht ruhig. Ich werde Dir dieses Rißen unter den Kopf stecken, und das andere unter den Rücken . . . So, liegst Du jetzt besser? Nun schlafe nur und sprich nicht! Wenn Du nachher aufwachst, wird Alles wieder gut sein. Laß Dich küssen!“

Sie berührte seinen Mund mit ihren Lippen.

Zugleich aber schloß sie die Augen.

Weshalb hatte sie ihren Mann geküßt? War das Kummer und Schmerz? Oder war das . . .

Sie erhob sich wieder. Sie empfand das bringende Bedürfnis, ihr brennendes Gesicht draußen an der frischen Luft abzukühlen. Düstere Gedanken wälzten sich in ihrem Hirn, und ihr Herz schlug in wilden Schlägen.

Aber es waren das nicht schmerzliche Schläge, Schläge, wie sie die Herzensangst um den Verlust eines geliebten Wesens erzeugt, sondern es waren Schläge, wie sie die Ungebuld, die Erwartung, fast möchte man sagen, die Neugier hervorbringen.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief sie in ihrer Unruhe aus.

Sie wandte das Gesicht ihrem Gatten zu. Miralez schien zu schlafen. Sie trat dicht an ihn heran. Sie hörte seinen Athem; er ging kurz und schwer. Sie küßte seine Hände; sie waren glühend heiß.

„Er liegt im Fieber!“ dachte Rosa Marie.

Wieder schloß sie ihre Augen.

„Er liegt im Fieber; er wird jetzt wohl ziemlich heben Tag das Fieber bekommen; er wird schwächer und schwächer werden; und nächsten Frühling, wenn nicht schon in diesem Winter, bin ich wahrscheinlich W. . .“

„Gnädige Frau! Ich habe an den Doktor Chevrier telegraphirt!“ unterbrach Etienne, der leise eingetreten war, ihren Gedankengang.

Rosa Marie riß erschreckt die Augen auf, blickte den Sekretär einen Augenblick verständnislos an und stoh dann eiligst hinaus, wie wenn sie Furcht hätte, bei diesen beiden Männern zu bleiben.

„Ich bin eine Glende!“ rief sie zerknirscht, in ihrer Kammer vor dem Kreuzfig in die Kniee sinkend.

Und sie betete.

Lange blieb sie vor dem heiligen Bilde liegen, und immer lauter und lauter wurde ihr Beten. Sie versuchte sich zu betäuben und die bösen Gedanken zu ersticken, die unwiderstehlich auf sie einströmten. Mit glühenden, bebenden Lippen bat sie den Himmel um Miralez' Rettung; sie schwur mit einem heiligen Eide, eine Pilgerfahrt zur heiligen Anna von Auray zu machen, wenn Lorenz der ererbten Schwindsucht nicht erläge.

„Ja, Herr!“ rief sie, die gerungenen Hände zum Bilde des Erlösers emporhebend, „ich bitte Dich von ganzer Seele und von ganzem Herzen, habe Mitleid mit mir! Rette ihn, rette ihn!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Fin de siècle-Amusements.

Vauderie von M. Koffak.

Wenn der erste April in Sicht ist, liest man in den Zeitungen häufig Inserate, welche allerhand für diesen Tag bestimmte Scherzartikel zum Verkauf ausbieten. „Neuheit!!!“, „Sensationell!!!“ oder ähnliches steht meist dabei. Unter diesen sensationellen Neuheiten findet man Streichhölzer oder Kibibusse, welche beim Andrennen explodiren, mit Pfeffer gefüllte Bonbons, Porzellanwürfel, die das Aussehen von Zuckerstücken haben und dergleichen mehr. „Für Kinder!“ sprechen die meisten Menschen und lesen ruhig weiter. Dächten sie ein wenig über die Sache nach, so möchten sie wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese „Scherzartikel“ schlecht als Kinderpielzeug taugen, insofern als ihr Resultat in der Regel eine entsetzliche Kauferei unter den Kleinen zur Folge haben würde. Es läßt sich eben kein menschliches Wesen gern zum Besten haben, und geschieht es doch, so ist es entwürdig. Nur der Ausdruck, den jeder seinen Gefühlen giebt, wechselt. In jugendlichen Jahren schreit man und prügelt man sich, in späteren dagegen, wenn die gute Erziehung bereits ihre Früchte getragen, murmelt man etwas von „Dummerjungenstreich“ und wendet sich verstimmt ab. Ganz besonders höfliche Leute unterlassen es vielleicht auch, jenes einigermaßen unparlamentarische Wort auszusprechen.

Was soll man nun dazu sagen, wenn man hört, daß in Frankreich Witze wie die vorhin erwähnten sogar in den besten Kreisen an der Tagesordnung sind? Die Höflichkeit und gesellschaftliche Bildung muß dort einen nahezu beängstigenden Grad erreicht haben, denn sonst würden die Menschen sich dergleichen nicht mit der olympischen Heiterkeit seliger Götter gefallen lassen. Vielmehr möchte man in Anbetracht der Wirkungen, welche die bewußten Scherzartikel auf uns üben, annehmen, daß ihre Salons in einen Tummelplatz gegenseitiger Anfeindung und übleser Laune verwandelt hätten. Ob das letztere nicht am Ende doch der Fall ist?

„Fin de siècle!“ schallt's aus dem Kreise meiner Leserinnen mir entgegen. Wenn ich das Vergnügen hätte, mit einigen von ihnen mündlich diesen Ausdruck zu erörtern, so würde ich viel über Bläsurheit hören, die aus Ueberfättigung, Genuß- und Sensationsucht, die aus Nervenüberreizung entstehen; überzeugend würde man mir nachweisen, daß diese „Krankheiten der Zeit“ wie alle anderen Krankheiten Blutmuth und daraus weiter folgernd körperliche und geistige Schwäche und Schaffheit erzeugen müssen. Wer aber an der letzteren leidet, der vermag sich nicht mehr zu amüsiren, wenigstens nicht in normaler Weise. So würden Sie sprechen, und ich könnte es nicht bestreiten, daß die Kette Ihrer Beweise völlig logisch klingt, aber sie muß doch irgendwo eine Lücke haben, weil — die Rechnung nicht stimmt.

Diese selben Leute nämlich, welche zu solch' thörichten, andischen Mitteln greifen, um sich zu unterhalten, wissen zu diesem Zweck auch noch andere ausfindig zu machen, die ungebrogene Lebenslust und ein eminentes Maß von körperlicher Ausdauer und Elasticität voraussetzen. Die Vergnügungen, welche ich im Sinn habe, sind excentrisch, man mag sie verspotten oder sich über sie entrüsten, aber daß gute Nerven und eine feste Gesundheit dazu gehören, das kann Niemand leugnen. Oder meinen Sie, daß z. B. ein Kunstreiter, der die tollsten Parforcetouren unternimmt oder ein Trapezkünstler, welcher in schwindelnder Höhe seine Halsbrecherischen Stücklein zum Besten giebt, bleichsüchtige, marklose Menschenfinder zu sein vermöchten? Den Berufsartisten zwingt die bittere Nothwendigkeit, auch mit fieschem Körper seiner Laufbahn treu zu bleiben, aber wer nie eine andere Sorge gekannt hat, als die um sein Amüfement, der wird sich das im gleichen Fall sicherlich anderswo suchen, als auf dem Rücken eines ungesattelten Pferdes, auf dem Thurmeil oder auf einem hoch in der Luft hängenden Schwert. Denn dort ist's, wo die Angehörigen der französischen jeunesse dorée sich heutzutage ganz besonders wohl zu fühlen scheinen. Wer die Mittel hat, baut sich seinen eigenen Circus oder sein Specialitätentheater, in dem er als Direktor fungirt und persönlich „arbeitet.“ Geld wird dabei nicht verdient — wenigstens nicht von den Circusdirektoren — dagegen aber recht viel ausgegeben. Die Vorstellungen finden selbstverständlich vor einem geladenen Publikum statt. Allerdings kommt's auch hier und da vor, daß man Entrée nimmt, indessen geschieht dies dann für irgend einen wohlthätigen Zweck. Welch' eine Lust für die Pariser Bevölkerung der unteren und mittleren Klassen, wenn sie jene Herrschaften, in deren exklusiver Sichel sie niemals

hineinkommen können, bei solchen Gelegenheiten als Kunstradfahrer, Seiltänzer und Groteskreiter bewundern dürfen!

Diese Liebhaberei der vornehmen Pariser Herren für Artistenkunststücke liefert natürlicherweise dem Klatsch viel Stoff. Man erzählt sich allerhand amüsante und pikante Geschichten, die bei solchen Veranlassungen passirt sind, die, ob wahr oder nicht, meist Glauben finden. Besonders hübsch ist eine, für die ich mich jedoch ebenfalls nicht verbürgen kann. Eine junge Dame von großer Schönheit, aber nur geringer Mitgift hatte das Wohlgefallen eines hochstehenden Krösus erregt. Er verfolgte sie mit seinen Guldbigungen, ohne jedoch von ihr erhört zu werden — zum großen Verdruß ihrer Angehörigen, welche sich die reiche Parthie nicht gern entgehen lassen mochten. Wenn man sie drängte, die Werbung des vornehmen und reichen jungen Mannes anzunehmen, so entgegnete das Mädchen, daß sie nie und nimmer einen Gatten wählen würde, der mit beschaulichem Müßiggang seine Tage hinbrächte. Ein Marquis Soudio hätte mehr als jeder andere die Verpflichtung, durch Leistungen von sich reden zu machen — nur, wenn er das thäte, würde sie ihm ihre Hand reichen.

Diese Aeußerung war dem jungen Mann wieder erzählt worden. „Wenn es weiter nichts ist —“ sagte er — „das wollen wir schon machen.“ Von Stunde an übte er sich täglich im Schweiß seines Angesichts am Trapez und erwarb denn auch in erstaunlich kurzer Zeit eine recht hübsche Fertigkeit in jener lustigen Turnerei. Alle seine Freunde gaben zu, daß er dabei eine Energie ohne Gleichen entwickelte. Als er meinte, weit genug zu sein, um sich mit Ehren produziren zu können, veranstaltete er in seinem Palais eine großartige Specialitäten-Vorstellung, zu der hunderte von Einladungen ausgegeben wurden. Auf dem ellenlangen Zettel, auf dem die Nummern derselben verzeichnet standen, nannte er sich jedoch Signor Lionardo oder Rinaldino oder sonstwie ähnlich. Er wollte seine Angebetete mit seiner Kunst überraschen. Die Ueberreichung gelang denn auch, nur war ihr Erfolg ein anderer, als ihr Veranstalter vermuthet. Kaum hatte die junge Schöne in dem Signor Rinaldino ihren Bewunderer erkannt, als sie in Thränen ausbrach und erklärte, jetzt sei es definitiv und für alle Zeiten aus zwischen ihm und ihr. Sie habe ihn im Grunde ihres Herzens geliebt und immer noch gehofft, daß er sich zu großen Thaten aufraffen würde, seit sie ihn jedoch in Trübsal gesehen, sei ihre Liebe erloschen. Dabei blieb es und keine Bitten des Pseudo Signor = Rinaldino vermochten sie umzustimmen.

Dieser Geschichte nach sollte man glauben, daß das weibliche Geschlecht weniger für jene excentrischen Vergnügungen inclinirte, doch ist dem nicht so. Die jungen Fräulein und Frauen ziehen es im Allgemeinen nur vor, auf anderem Gebiet zu glänzen. Einige ernten zwar Lorbeeren als Couplet-sängerinnen, die meisten aber zeigen ihre Kunst auf der Reimbahn. In einem Ort des Auslandes — in diesem Fall waren die Sportsliebhaberinnen Angehörige verschiedenster Nationen — fand z. B. eine Wettsahrt statt, bei der man an Stelle der Pferde allerhand andere Thiere — Störche, Säbne, Schweine, Affenpinscher, ein Kameel, einen kleinen Elephanten, zwei Pfauen u. s. w. vor die Gefährte gespannt hatte. Die schönen Wagenlenkerinnen präsentirten sich natürlich in den denkbarst extravagantesten Kostümen — einige trugen rothe Atlasjacken mit Goldstickerei über griechischen Kustanellas, andere phrygische Mützen und blau-roth-weiß gestreifte Bluderhosen — und die meisten sollen außerordentlich hübsch ausgesehen haben.

Auch von einem Wettsechten zarter Damen wird uns erzählt. Der Schauplatz war New-York und als Preisrichter fungirte ein junger Amerikaner, welcher die Befähigung für dies wichtige Amt gelegentlich einer seiner alljährlichen Reisen nach dem europäischen Kontinent erworben hatte. Der Zweck derselben ist übrigens so eng verwandt mit all den anderen Bigarrerien, von denen ich hier erzähle, daß ich es mir nicht versagen kann, mich näher darüber auszulassen. Die Vertreter der amerikanischen jeunesse dorée gefallen sich neuerdings nicht mehr darin, als „Swells“, sondern als Gigerln zu glänzen, und zwar als Gigerln englischer Façon, für die nur ein einziger Schneiderkünstler des britischen Inselreichs zur Zufriedenheit seiner Kunden zu arbeiten versteht. Diesen genualen Mann nun besucht Mr. X. „in jedem jungen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirren“, um dann im Besitz der neuesten Gigerlnoden zurückzufahren. Letztere beziehen sich keineswegs nur auf Trachten, sondern auch auf allerhand sonstige Kapriolen, die sämmtlich der erfindungsreiche Schneider „freit“. So ist er z. B. der Erfinder jenes reisenden Brauches, dem zu Folge ein Diener,

rief  
Doktor  
so  
ninita,  
holen l  
sie sich  
Dich  
ganz  
Kissen  
...  
nicht!  
Laß  
immer  
e Bes  
Lust  
i, und  
schläge,  
Besens  
eduld,  
ervorb  
r Un  
schien  
seinen  
ände;  
leben  
wächer  
diesem  
r tele  
ihren  
e den  
dann  
beiden  
immer  
zu be  
stlich  
bat sie  
eiligen  
machen,  
Bilde  
Seele  
ihn,  
gt.)

seinem Herrn den Spazierstock — selbstredend einen kurzen, armbücheln Knüttel oder eine sechs Meter lange dünne Stange — nachträgt oder ihm seinen Hund in einem eigens dazu konstruirten Kollifuhl voranfährt.

Auf das Flozetechen muß Mr. K. sich jedoch trotz all seiner Europareisen schlecht verstanden haben, denn die schönen Flechterinnen mit Ausnahme der einen, welcher er den Preis zuerkannt, protestirten gegen sein Urtheil. Als galanter Mann, der ihnen nicht widerprechen mochte, schlug er nun vor, die Meistererschaft auszuwürfeln, was denn auch thatsächlich geschah.

Wahre Orgien feiert die *fin de siècle*-Laune auf den Bazars und Wohlthätigkeits-Lotterien. Es giebt nichts, das zu toll und lächerlich wäre, um es dabei in Scene zu setzen. Während die übrigen Dinge, die verlost werden, hübsch und theilweise werthvoll sind, liebt man's, als ersten Gewinn einen Gegenstand zu wählen, der seinem glücklichen Gewinner wenig Vergnügen bereitet. Bei einer französischen Tombola war's ein als Zebra angemalter Esel, bei einer an einem Ort der italienischen Riviera veranstalteten ein Haufen großer und sehr schwerer Steine. Der von Fortuna Begünstigte hätte sich natürlich am liebsten nicht gemeldet, aber da man die Besizer der einzelnen Nummern vorsorglich aufgeschrieben, so blieb ihm nichts übrig, als die zweifelhafteste Gabe der launischen Glücksgöttin noch am selben Abend gegen ein gutes Trinkgeld verschaffen zu lassen.

Dies einige Proben davon, wie man sich hier und dort amüßert. Legen sie auch nicht durchweg von körperlicher Leistungsfähigkeit und Bravour Zeugniß ab, so spricht doch aus allen ausgelassenste jugendliche Dafeinslust und daneben allerdings Excentricität. Werden nun auch derartige Belustigungen vermuthlich zu Anfang des kommenden Jahrhunderts unvernindert fortbestehen, so können wir doch wohl, da wir noch am Ende des neunzehnten Säkulums leben, diese extravaganteren Amusements mit Fug und Recht „*fin de siècle*-Amusements“ nennen.

### Allerlei.

**Ein Jagdabenteuer des Erzherzogs Josef August.** Erzherzog Josef August, der mit seiner Gemahlin im Januar ds. Js. eine Afrika-reise antat, machte unter Anderem in Begleitung der Erzherzogin einen Jagdausflug nach der Sahara. In einem aus Tunis an seinen Güterdirektor Adolph Bibils gerichteten Briefe berichtet der Erzherzog über einen lebensgefährlichen Jagdzug auf wilde Büffel in dem „Chos Ichkoel“ genannten, meilenweit sich dehnenen Sumpfe nächst dem Araberdorfe Malo. Der Jagdzug, der zu Pferde vorgenommen wurde, war von zwölf wohlbesatteten Arabern begleitet. Die Pferde warteten auf dem bei jedem Schritte nachgebenden Boden bis an den Bauch im Wasser. Ein Araber ritt voran als Führer, dann folgte der Erzherzog, hinter ihm die Erzherzogin, dann endlich einzeln hinter einander die Araber. Nach einem halbstündigen Ritze erblickte die Gesellschaft sechsundzwanzig riesige Büffel, die im Wasser lagen, sich erhoben und langsam weiterzogen. Nun ritt der Erzherzog voran, und, genau den Angaben des Führers folgend, setzte die Gesellschaft zwei Büffel, die sich von der Gruppe der anderen getrennt hatten, nach. So ging der Zug durch viereinhalb Stunden weiter. Auf den Ruf des Arabers: „Halt Dein Pferd an!“ sprang der Erzherzog ab und zielte auf die Stirn des kaum noch dreihundert Schritt entfernten brüllenden Kolosses. Ein riesiges Aufstoßen, ein starkes Klatschen im Wasser, und der Büffel lag regungslos auf dem Boden. Auf den Schuß erhob sich ein zweiter Büffel, der ebenfalls von dem Erzherzog erlegt wurde. Die beiden Thiere wogen 1890 und 1130 kg. Nun stürmten die Araber heran, um dem Jäger die Hand zu küssen und durch Schießen den am Ufer Harrenden den Erfolg anzuzeigen. Unter dem großen Gewicht gab aber plötzlich der Boden des Sumpfes nach und die ganze Gesellschaft begann zu sinken, sodaß das Wasser den Pferden bis über den Rücken ging. Das Pferd der Erzherzogin begann sogar hintenüber einzubrechen. Die Araber verloren jedoch nicht den Kopf und stützten, ohne der drohenden Gefahr zu achten, auseinander. Vier der Büffelnöhne zogen mit vieler Mühe die Pferde aus dem Wasser. Am Ufer wurde die Jagdgesellschaft vom ganzen Araber Stamme mit Jubelgeschrei empfangen. Nach der Jagd arrangirte der Kaiser von Malo eine große Gasterei, bei der es nicht weniger als 24 Gänge gab. Die Haut und die Hörner der Büffel wurden als Jagdtrophäen dem Herzog verehrt.

**Süßen wie drüben.** „O Straßburg, o Straßburg“ ist ein sehr schönes Lied“, sagte, wie ein afrikandischer Ritardivertor uns schreibt, mein junger Mann aus Logo, „das möchte ich singen lernen, willst Du es mich lehren?“ Nachdem ich ihm dies verprochen, fragte er weiter: „Warum sind die Franzosen bei uns immer so böse, wenn

sie dies Lied hören?“ Ich erklärte es ihm. — „So“, sagte er, „ich will dies Lied lernen. Wenn die Franzosen hören, daß die Kinder auf der Straße dies Lied und die „Wacht am Rhein“ singen, dann werden sie sehr böse, und oft schlagen sie die Knaben mit einem Stock. Wenn in der französischen Kolonie Jemand das Bild vom deutschen Kaiser hat, und es wird bei ihm gefunden, so wird er sehr bestraft, oder er muß viel Geld bezahlen. Die Franzosen sind stets sehr neidisch und eifersüchtig auf die Deutschen. Durch unsere Heimath fließt ein Fluß, den haben die Franzosen getheilt, und wenn wir von Klein-Popo nach Groß-Popo kommen, dann müssen wir sehr viel Geld bezahlen für Alles, was wir in unserm Schiff mit uns gebracht haben. Die Franzosen, die bei uns wohnen, sind alle Kaufleute.“

**Ein Speckbacher als patriotischer Dichter.** Der Name des berühmten Tiroler Freiheitshelden wird wieder durch die deutschen Lande gehen, wenn das nachfolgende, zum ersten Male veröffentlichte Gedicht seinen Rundgang machen wird. Der Dichter, Kaspar Speckbacher, österreichischer kaiserlicher Rath und ehemaliger Bezirksrichter in Triest, wurde am 3. Juni 1809 geboren und ist der Senior der tirolischen Poeten. Er veröffentlichte Spruchdichtungen und patriotische Gedichte, in denen Motive aus der tirolischen Geschichte vorherrschen. Diese liegen ihm um so näher, als er selbst aus berühmtem Geschlechte stammt und Großneffe des gleichnamigen tirolischen Freiheitshelden ist. Seit seiner Pensionirung (1833) lebt er wieder, der Muse zugewandt, in seinem während des Sommers von zahlreichen reichsdeutschen Fremden besuchten Heimatsorte im tirolischen Oberinntal. Das schöne, marlige Gedicht Kaspar Speckbachers lautet:

#### Fahnen von „1809“.

Man trug im Land bei hundert Fahnen,  
Geschwärtzt, zerstoßen, altersgrau,  
Gemahnd an die Zeit der „Abnen“,  
Mit stolzem Selbstgefühl zur Schau.

Das war ein Jubel beim Erblicken,  
Ein Ehrenruß der langen Reih'n!  
Doch mischte sich in dies entzündn  
Ein Zug von tiefer Wehmuth ein.

Die Weltgeschichte giebt zu lesen,  
Daß Bruderblut in Strömen floß;  
Sie ist mitunter — klein gewesen,  
Die Zeit, im Zeitennebel — groß!

O kehre sie zum Völkermwohl,  
Bei ungeschüttem Friedensglück,  
Mit aller ihrer Gloriole  
Auf Erden niemals mehr zurück!

Das deutsche Lied im Donnerworte  
Erbrause rings mit Allgewalt:  
Daß jede Freierhand verdorrt,  
Die sich zur Faust entgegenballt!

War einst in manchen trüben Jahren  
Das Vaterland der Deutschen feins —  
Lagt nun Europa das erfabren:  
Wir haben und behalten eins!

Auf diese Fahnen zum Versprechen  
Erhebt im Schwur die rechte Hand:  
Wir wollen lieber sie zerbrechen,  
Als tragen gegen deutsches Land!

### Vom Büchertisch.

— **Koloniales Jahrbuch.** Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von Gustav Meinecke, Redakteur der Deutschen Kolonialzeitung. 10. Jahrgang. Das Jahr 1897. 320 S. Preis 6 Mk. Berlin W. 10. Deutscher Kolonialverlag 1898. Der vorliegende nunmehr vollendete Jahrgang beschäftigt sich mit einigen sehr aktuellen Fragen, den Eisenbahnprojekten in Deutsch-Ostafrika (von Vauinvektor Bernhard), der Frage der Verbrecherdeportation (von Joachim Graf Weil und Prof. Bruch), der Landesaufnahme von Deutsch-Ostafrika (von Premier-Lieutenant Maerker), der Branntweinfrage in den Kolonien (von A. Nadow), der Kaffeekultur (von Prof. Fessa) und Vorklagen für eine Musterfarm in Südwestafrika (von Dr. Sander, Windhub). Die Abhandlung über den Logovertrag, extensive und wirtschaftliche Kolonialpolitik nicht nachzuweisen, daß auf unserer ungenügenden geographischen Grundlage und bei den für die Kolonialpolitik zur Verfügung stehenden geringen Mitteln eine extensive Kolonialpolitik nicht durchzuführen sei, während A. Mende für die Uebernahme der Verwaltung des Schutzgebietes von Neu-Guinea durch das Reich plaidirt und für Verlegung der neuen Hauptstadt nach dem Bismarck-Archipel. Ausführliche Berichte über die Reichstagsverhandlungen und ein sorgfältig durchgearbeitetes Repertorium der deutschen Kolonial-Literatur für 1896, von dem Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft, Hauptmann a. D. Broje, machen das Werk zu einem werthvollen Nachschlagebuch.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Ebe n s t e b e n. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

